

Zwei Methodologie-Projekte: G.P. Shchedrovitsky und M.A. Rozov

N.I. Kuznecova, Moskau

10. Sokratische Lesungen, Moskau 2015

Original: Два проекта методологии: Г.П. Щедровицкий и М.А. Розов // X Сократические Чтения. Реальность как социальные эстафеты (памяти М.А. Розова). Сб. докл. / Отв. ред. В.А. Шупер. М.: ЭСЛАН, 2015. С. 12–32.

Quelle: <https://rozova.org/images/documents/KuznecovaDvaProekta.pdf>

Mehr zur Autorin (in Russisch)

<https://vovr.elpub.ru/jour/pages/view/Kuznetsova>

Übersetzt von Hans-Gert Gräbe, Leipzig.

Die Wortkombination, die heute gewohnt ein besonderes, eigenständiges Gebiet der philosophischen Forschung – „Methodologie und Wissenschaftsphilosophie“ – bezeichnet, ist keineswegs schon lange im Gebrauch. In der vaterländischen (HGG: also sowjetisch-russischen) Literatur über methodologische Probleme der Wissenschaft, über Methodologie als Ganzes wurde in den 1960-70er Jahren so oft und so umfassend gesprochen, dass das Thema außerordentlich aufdringlich und von den ideologischen Vorgaben der Partei aufgezwungen schien. Die Methodologie muss richtig, also „marxistisch-leninistisch“ sein.

Es schien, dass die Teilnehmer der endlosen Konferenzen, Workshops und Pausen-Diskussionen wie auch die Autoren einschlägiger Sammelwerke und Monographien, nie eine gemeinsame Sprache finden und nie ihre Ausgangspunkte klar formulieren können. Darüber hinaus wurde bis in die späten 1980er Jahre oft behauptet, dass „Epistemologie“ und „Wissenschaftsphilosophie“ überhaupt überflüssige Begriffe seien, die ohne Not „Wesenheiten vervielfachen“ (умножающие сущности), da es in der Philosophie von alters her die Sphäre der gnoseologischen (theoretisch-erkennenden – теоретико-познавательных) Forschungen gab.

Die Geschichte der philosophisch-methodologischen Suche des zwanzigsten Jahrhunderts – wie im Westen so auch in den vaterländischen Traditionen – liefert ein sehr interessant und deutliches Material für Analyse, Reflexion und den Versuch, im Folgenden die Schritte und Projekte in diesem Bereich vorzustellen.

Die Abenteuer der „Methodologie“: Von der Hard zur Soft Methodology

„Methodologie“ ist ein sehr verantwortungsvolles und leider sehr unglückliches Wort.

Natürlich ist das Wort *verantwortungsvoll*, es ist dies bereits seit den Zeiten von Fr. Bacon, der die Notwendigkeit eines „Neuen Organons“ verkündete, und den „Diskussion über die Methode“ Descartes'. Der junge Herzen erinnert in seiner Abschlussarbeit an der Universität, in welcher er die kopernikanische astronomische Revolution analysiert, daran, dass der große Descartes zu sagen pflegte, wenn er ob seiner mathematischen Entdeckungen gelobt wurde: „Loben Sie nicht die Entdeckung, sondern die Methode“¹. Worin aber besteht das Wesen der richtigen Methode? – das ist die Frage aller Fragen. Kann eine Disziplin Antwort auf diese Frage geben? – natürlich, die *Methodologie*.

Aber das Wort ist äußerst *unglücklich*, da es energisch auf sehr eine einfache Lösung drängt: Methodologie ist die Wissenschaft von der Methode, von der *richtigen* Methode. Heute, angesichts des gesamten 20. Jahrhundert mit seinen grandiosen wissenschaftlichen Entdeckungen, können wir mutig konstatieren: Eine solche Wissenschaft gibt es nicht! *Es gibt sie nicht und es kann sie nicht geben!*

Genau die Notwendigkeit einer solchen Schlussfolgerung demonstriert die gesamte Geschichte der Sphäre der professionellen philosophisch-methodologischen Forschungen des vergangenen Jahrhunderts.

Dabei ist jedoch zu unterstreichen, dass die Vorstellungen von Bacon oder Descartes über Methodologie nicht mit dem zusammenfallen, was wir im zwanzigsten Jahrhundert als „Methodologie (und Philosophie) der Wissenschaft“ bezeichnen. Das ist eine ziemlich wichtige, grundlegende Präzisierung. Der berühmte italienische Philosoph und Logiker Evandro Agazzi hat sehr zu Recht festgestellt: „Traditionelle [philosophische] Betrachtungen waren nicht – sozusagen – „thematischen“ Studien einer Wissenschaft oder der Wissenschaften gewidmet, sondern waren eher die Anwendung allgemeiner Argumentationen auf einige Wissenschaften, gewöhnlich in Verbindung mit einer Erkenntnistheorie oder Ontologie, da die Aufmerksamkeit, die der Wissenschaft gewidmet wurde, nur Teil eines viel umfassenderen Konzepts oder „Systems“ war, in dem die Interpretation der Wissenschaft ihren angemessenen Platz fand.

Aber die moderne Wissenschaftsphilosophie ist eine philosophische Forschung, die thematisch fast ausschließlich auf einen einzigen Gegenstand fokussiert ist – auf die Wissenschaft (oder irgendeinen konkreten Wissenschaftszweiges) – und intellektuelle Mittel anwendet, die aus anderen Teilen der Philosophie entlehnt sind, aber nur als *Werkzeuge* für das Verstehen der Wissenschaft und nur in dem Maße, in dem sie so angewendet werden können“².

Was auf diesem Gebiet im zwanzigsten Jahrhundert geschah, kann in Form von drei Perioden dargestellt werden, die sich teilweise chronologisch und logisch überlappen: der Zeitraum der 20er bis 30er Jahre (bis zur Emigration der Mitglieder des Wiener Kreises in verschiedene Länder nach dem Anschluss Österreichs); der Zeitraum der 50er bis 70er Jahre (vor allem in der englischsprachigen Tradition mit einem „intellektuellen Zentrum“ in London);

¹Герцен А.И. Собр. соч. в 30 т. Т. I. — М., 1956. — С. 36..

Herzen A.I. Gesammelte Werke in 30 Bänden. Moskau, 1956. Band 1, S. 36.

²Agazzi E. Überdenken der Wissenschaftsphilosophie von heute. Fragen der Philosophie. 2009 Nr. 1, S. 40. Агацци Э. Переосмысление философии науки сегодня // Вопросы философии. 2009. №1. — С. 40.

schließlich das, was man "Modernität" (современность) nennt, mit einer großen Vielfalt von Forschungsprogrammen über die soziale Konditionierung von Wissenschaft. Als Ausgangspunkt der letzten Periode kann 1979 betrachtet werden, als das Buch „Das Laboratorium des Lebens“ von Bruno Latour und Steve Woolgar erschien und sich auch die sogenannte „starke Programm“ der Wissenssoziologie von David Bloor formierte. E. Agazzi schätzt ein, dass sich eine offensichtliche „soziologische Wende“ in der Wissenschaftsphilosophie vollzog, wobei sich in einem bestimmten Moment die Vorstellung weit verbreitete, „wonach Wissenschaft ein soziales Produkt“ ist im wörtlichen Sinne des Wortes, d.h. eine Aktivität, die voll und ganz von der Dynamik der Macht bedingt ist, welche die Gesellschaft steuert, und die Wissensinhalte und Anwendungen produziert, die von den verschiedenen Mächten benötigt werden, unabhängig von jedem Kriterium objektiver Bedeutung“³. Natürlich hat die letzte Periode keinen Stein auf dem anderen gelassen von den ursprünglichen Postulaten der logischen Positivisten, übrigens ohne jeden Versuch, die Fragen zu beantworten, die jene gestellt haben. Umgekehrt gab es zwischen der ersten und zweiten Periode, trotz des Wechsels der Schlüsselmodelle, eine sehr enge und wesentliche Verbindung der Kontinuität.

Die erste Periode der Entwicklung der Analyse des Phänomens Wissenschaft, die Herausarbeitung der Spezifik wissenschaftlicher Erkenntnis steht im Zusammenhang mit der Arbeit des Wiener Clubs unter der Leitung von Moritz Schlick. Diese Richtung hat im Wesentlichen vier Namen: „Positivismus der dritten Welle“, „Neopositivismus“ (es ist nicht schwer zu erkennen, dass dies historisch-philosophische „Marker“ sind), Wiener Kreis (eine geographische Bezeichnung), und – die Eigenbezeichnung, welche die Bedeutung des vorgeschlagenen Forschungsprogramms zum Ausdruck bringt, – „logischer Positivismus“.

Die Resultate der logischen Positivisten sind schwer zu überschätzen. Indem sie sich scharf von der traditionellen philosophischen Fragestellung abgrenzten, was ein „reiner Geist“ sei, fähig, die Wahrheiten der höchsten Ordnung zu erreichen, stellen sie ihre Fragen auf eine „irdische Grundlage“. Im Zentrum ihres Modells der wissenschaftlichen Erkenntnis steht die Theorie, die (letztlich) als eine Gesamtheit von Aussagen verstanden wurde, die durch Ableitungsrelationen miteinander verbunden sind. Sie haben zweifellos ein sehr subtiles logisches Programm der „Klärung“ der Wissenschaftssprache entwickelt, um jene Normen klar anzugeben, die ein Wissenschaftler einhalten muss, der sich mit der Produktion von wissenschaftlichem (positivem) Wissen beschäftigt.

Das von ihnen vorgeschlagene Wissenschaftsmodell ist einfach und überzeugend: Theorie entsteht durch induktive Verallgemeinerung und muss der Überprüfung durch empirische Erfahrung unterzogen werden. Wie ist das zu machen? Die Theorie muss arbeiten, d.h. Vorhersagen machen, die in Beobachtungen auflösbar sind. Wenn die Schlussfolgerungen der theoretischen Berechnungen mit den Daten der experimentellen Überprüfung übereinstimmen, ist die Theorie „wahr“, d.h. korrekt. Dies ist die berühmte These über die Verifizierung wissenschaftlicher Aussagen. Was sich prinzipiell nicht verifiziert lässt, ist unwissenschaftlich. Also müssen ohne jeden Zweifel derartige Aussagen (Hypothesen oder Behauptungen) aus dem System wissenschaftlichen Wissens zu entfernt werden. Das Verifikationskriterium ist, wie man sagt, streng, aber gerecht! Es entspricht vollständig der Praxis wissenschaftlicher Forschung, faktisch jeder, der in der Wissenschaft arbeitet, stimmt dem zu.

Und dass die Verifizierung das Wesen, der Höhepunkt der wissenschaftlichen Suche ist, wird auf eigene Weise in Sinclair Lewis' berühmtem Roman „Arrowsmith“ (Nobelpreis 1930) aus-

³Ebenda, S. 45.

gedrückt. Der Prototyp der Hauptfigur war bekanntlich der berühmte Mikrobiologe Paul de Kruif (er war wahrscheinlich auch ein „Berater“ des Schriftstellers). Daher sollten die Worte der Hauptfigur Martin Arrowsmith beherzigt werden.

Martins Mentor, der deutsche Bakteriologe Max Gottlieb, gibt seinem Mentee Ratschläge über die *Religion des Wissenschaftlers*: „Wissenschaftler zu sein ist nicht nur eine besondere Art von Arbeit. Es ist nicht so, dass eine Person einfach wählen kann, Wissenschaftler oder Reisender, Händler, Arzt, König, Landwirt zu werden. Das ist ein Geflecht von sehr vagen Emotionen, wie Mystizismus oder das Bedürfnis, Gedichte zu schreiben; es macht sein Opfer vollkommen verschieden von einem normalen, ordentlichen Menschen. Ein normaler Mensch kümmert sich wenig um das, was er tut. Hauptsache, die Arbeit ermöglicht es ihm, zu essen, zu schlafen und zu lieben. Der Wissenschaftler aber ist tief religiös, so religiös, dass er Halbwahrheiten nicht akzeptieren mag, weil sie seinen Glauben beleidigen.“⁴ Und Martin teilt dieses religiöse Gefühl. Er betet buchstäblich, bevor er seine eigenen experimentellen Studien beginnt: „Gott, gib mir einen unverschommenen Blick und bewahre mich vor Eile. Gott, gib mir Ruhe und gnadenlose Verachtung gegenüber allem Schein, gegenüber Arbeit zum Schein, gegenüber wenig ernster oder unvollendeter Arbeit. Gott, gib mir die Unruhe, nicht zu schlafen und kein Lob zu hören, bis ich sehe, dass die Schlussfolgerungen aus meinen Beobachtungen und die Ergebnisse meiner Berechnungen zusammenpassen, oder bis ich mich in demütiger Freude öffne, um meine Fehler zu entlarven. Gott, gib mir die Kraft, nicht an Gott zu glauben!“^{footnoteEbenda}, S. 325. Dies ist die Formulierung des Verifikationsprinzips: *Die Schlussfolgerungen aus meinen Beobachtungen und die Ergebnisse meiner Berechnungen passen zusammen*. Ist das nicht die Hauptnorm, die in der wissenschaftlichen Praxis umgesetzt werden sollte? Nur so lassen sich „Halbwahrheiten“ vermeiden, die beleidigend sind für den Glauben eines Wissenschaftlers, der nach positivem, authentischem, zuverlässigem Wissen über die Welt strebt!

Man kann sagen, dass das einfache Modell der logischen Positivisten gleichzeitig zutiefst romantisch war, was oft vergessen wird, wenn man sich in deren reichen „instrumentellen Teil“ der logischen Verifikation wissenschaftlicher Urteile vertieft, der von ihnen entwickelt wurde.

Man kann auch behaupten, dass das Wissenschaftskonzept der logischen Positivisten die Grundlage aller nachfolgenden Bewegungen gelegt hat und für immer seine Bedeutung behalten wird als „Startperiode“. Die Idee der Verifizierung war zweifellos normativ und in diesem Sinne auch methodologisch. Wobei es nicht darum ging, irgendwelche konkreten wissenschaftlichen Probleme zu lösen, bei denen der Wissenschaftler eine „Hilfestellung“ des Philosophen benötigte. Es ging mehr um die *Methodologie der Wissenschaft* im Ganzen. Mit anderen Worten, welchen Weg der Wissenschaftler bei seiner Suche auch einschlägt, er muss letztendlich erreichen, dass die Schlussfolgerungen seiner theoretischen Berechnungen mit den Daten der experimentellen Beobachtung übereinstimmen.

Dennoch wurde die Idee der Verifikation und das entsprechende Bild der Wissenschaft fast sofort, bereits 1934, von Karl Popper heftig kritisiert. Seine Grundidee (man kann sagen: Gegen-Idee), bestand bekanntlich darin, dass als Hauptkriterium von Wissenschaftlichkeit nicht eine Bestätigung der Theorie betrachtet werden sollte, sondern die Möglichkeit ihrer Widerlegung (Falsifikation). Gerade im rücksichtslosen Test einer Theorie auf experimentellen Daten ist die Widerlegbarkeit und damit die Entwicklung einer neuen Theorie begründet, die

⁴Lewis Sinclair: Arrowsmith. Moskau, 1998. S. 308.

danach strebt, den entdeckten „Fehler“ zu vermeiden. Das war ein völlig neues Konzept von Wissenschaft, ein grundlegend neues Bild.

Man muss den logischen Positivisten Respekt zollen, dass sie die Monografie dieses damals wenig bekannter Autors in ihrer angesehenen Reihe „Wissenschaftlichen Weltauffassung“⁵ veröffentlichten. Aus diesem Grund wurde Popper oft unangemessen als Positivist bezeichnet (insbesondere durch die Frankfurter Schule), was ihn stets wütend werden ließ. Er schrieb darüber: „Dieses alte Missverständnis wurde von Menschen geschaffen und perpetuiert, die meine Arbeit nur aus zweiter Hand kennen. Dank der Toleranz einiger Mitglieder des Wiener Kreises wurde mein Buch „Logik der Forschung“, in dem ich diesen positivistischen Kreis von einem realistischen und antipositivistischen Standpunkt aus kritisiere, in einer Buchreihe veröffentlicht, die unter der Redaktion von Moritz Schlick und Philip Frank herausgegeben wurde, den beiden führenden Mitgliedern dieses Kreises, und diejenigen, die es gewohnt sind, Bücher nach Einbänden (oder Herausgebern) zu beurteilen, haben den Mythos geschaffen, dass ich angeblich zum Wiener Kreis gehörte und ein Positivist war. Keiner, der dieses Buch (oder eines meiner anderen Bücher) gelesen hat, wird dem zustimmen, außer er glaubt von Anfang an an diesen Mythos; in diesem Fall wird er sicherlich Beweise seines Glaubens finden.“⁶ Popper ging davon aus, dass gerade er der „Totengräber“ des Konzepts der Verifikation und anderer Postulate der logischen Positivismus war, obwohl er den Wiener Club selbst und seine philosophische Arbeitsweise hoch schätzte. „Der Wiener Kreis“, präzisierte Popper seine Position, „bestand aus Menschen, die sich durch Originalität und eine hohe intellektuelle und moralische Ebene auszeichneten. Sie waren nicht alle ‚Positivisten‘, wenn man unter dem Begriff die Verurteilung spekulativen Denkens versteht, obwohl es die meisten von ihnen waren. Ich stand immer für spekulatives Denken, das für Kritik offen ist, und natürlich für Kritik an ihm“.⁷

Aus diesem Grund kann man davon ausgehen, dass gerade Popper die Periode eröffnet, die gemeinhin als „Postpositivismus“ bezeichnet wird. Aber auch dieser Terminus ist wieder nur ein historisch-philosophischer „Marker“ und nicht irgendein neues Programm philosophisch-methodologischer Forschung.

Die zweite Periode – der „Postpositivismus“ – ist heterogen, in ihm zeichneten sich schnell zwei „Flügel“ ab. Die Hauptfigur war natürlich Popper, der nach dem Zweiten Weltkrieg nach Großbritannien übersiedelte, wo er eine Stelle an der London School of Economics and Social Sciences erhielt. Er schuf seine eigene Richtung, den „kritischen Rationalismus“. Das war bereits ein Aktionsprogramm, nach dem Befürworter des „kritischen Rationalismus“ sich erfolgreich und enthusiastisch der Ausarbeitung neuer Probleme widmeten. Die prominentesten Figuren in dieser Richtung waren Imre Lakatos, Paul Feyerabend, Joseph Agassi. Poppers ursprüngliche Idee – Falsifikationismus als Wachstumspunkt wissenschaftlichen Wissens – wurde auf Material zur Geschichte der Mathematik („Evidenz und Widerlegung“ von Lakatos), zur Geschichte der Physik und Astronomie (P. Feyerabend), in mehreren Werken von J. Agassi entwickelt, der betonte, dass das Hauptthema der neuen Methodologie der Wissenschaft, anders als im Konzept des logischen Positivismus, „Wissenschaft in Bewegung“ („science in flux“) sei. Die Bedeutung des Popperschen Standpunktes betonend, schrieb Agas-

⁵Popper Karl. Logik der Forschung. Wien, 1935. – Popper wies später darauf hin, dass das Buch 1934 veröffentlicht wurde, der Verlag habe bei der Veröffentlichung einen Fehler gemacht.

⁶Popper K. Geist oder Revolution? Evolutionäre Erkenntnistheorie und Logik der Sozialwissenschaften. Moskau, 2000. S. 316.

⁷Ebenda, S. 325.

si, dass der primäre intellektuelle Wert keineswegs in der Stabilität und Nachhaltigkeit der wissenschaftlichen Erkenntnisse liege, wie seit Jahrhunderten angenommen. „Einer der wenigen Philosophen, die sich dieser allgemein akzeptierten Ansicht widersetzen, ist K. Popper. Seiner Meinung nach liegt der primäre Wert der Wissenschaft in ihrer Aufnahmefähigkeit, ihrem offenen Charakter, in der Tatsache, dass jede ihrer Leistungen zu jeder Zeit verworfen werden kann und neue Ergebnisse veraltete ersetzen können. Wissenschaft, sagt Popper, ist ständiger Kampf mit sich selbst, und sie bewegt sich vorwärts durch Revolutionen und innere Konflikte.“⁸

Der dramatischste Moment in der Entwicklung des Postpositivismus war natürlich die Polemik der Popperianer mit dem Konzept der „normalen Wissenschaft“ von Thomas Kuhn. Das Symposium im Jahr 1965 in London kam dank der aktiven Initiative von Lakatos in London zustande und führte zu einer Reihe von signifikanten Ergebnissen. Es zeigte, dass eine richtig (im Sinne von Popper) organisierte kritische Diskussion immer zum „Wachstum von Wissen“ führt, auch wenn es um eine recht heterogene Gesamtheit philosophischer und methodologischer Forschung geht⁹. Als Ergebnisse können in erster Linie genannt werden die Entstehung einer „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme“ von Lakatos, der in einer Spitze gegen Kuhn eine neue Konzeption vorlegte, die Poppers ursprüngliche „naive Falsifizierung“ wesentlich modifizierte, sowie die Entwicklung des neuen methodologischen „Proliferationsprinzips“ von Feyerabend. Die kritische Analyse des zu vieldeutigen Paradigmenkonzepts durch Margaret Masterman brachte Kuhn dazu, diese Idee aufzugeben und durch den Begriff der „disziplinären Matrix“ zu ersetzen. Kuhn erläuterte die Motive seines „Rückzugs“ in einem sehr substantiellen „Postscriptum von 1969“. Das „Postscriptum“ ist seither obligatorischer Teil jeder Veröffentlichung seiner „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“.

Somit kann man die stattgefundene Diskussion als vollständig fruchtbar bezeichnen.

Wahrscheinlich gab es von diesem Moment an die bewusst erkannte Notwendigkeit, die sogenannten *Hard* und *Soft* Methodology zu unterscheiden. Die Strenge der methodischen Vorschriften – ausgehend vom Programm der logischen Positivisten wie auch der Popperianer – wurde begonnen aufzuweichen. Lakatos – einer der eifrigsten Anhänger des kritischen Rationalismus – behauptet in seiner „Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme“, dass selbst wenn begründet festgestellt werden kann, dass sich das Forschungsprogramm in einem Zustand der Stagnation befindet, dass in ihm keine progressiven Problembewegungen stattfinden, die zu einem Wachstum empirischer Evidenz führen, der Methodologe dennoch nicht strikt in seinen Empfehlungen sein soll. Er schrieb, dass der Methodologe nur ehrlich die „Konten“ der konkurrierenden Programme führen kann, aber nicht, um anzugeben, welcher Konkurrent den unumstrittenen Sieg davontragen wird. „Es ist niemals die Möglichkeit ausgeschlossen“, schreibt er, „dass sich irgendein Teil eines regressierenden Programms rehabilitieren wird“¹⁰. Er betont wiederholt die Notwendigkeit einer „methodologischen Geduld“, welche die dogmatische Strenge der „Verifizierer“ ebenso wie der „Falsifizierer“ verneint¹¹.

⁸Agassi J. Wissenschaft in Bewegung. Struktur und Entwicklung der Wissenschaft. Moskau, 1978. S. 121.

⁹Die Materialien dieses Symposiums wurden nach 5 Jahren veröffentlicht – wahrscheinlich aus dem Grund, dass Lakatos als verantwortlicher Herausgeber dieses Buches zunächst das neue (eigene) Konzept der Wissenschaft fertigstellen wollte. Siehe: *Criticism and the Growth of Knowledge*. Ed. by Imre Lakatos, Alan Musgrave. Cambridge, 1970.

¹⁰Lakatos I. Ausgewählte Werke zur Philosophie und Methodologie der Wissenschaft. Moskau, 2008. S. 414.

¹¹Ebenda, S. 410.

Die Zerstörung der Strenge der methodologischen Regeln als Weg zum Erfolg, vollendete natürlich Feyerabend mit seinem berühmten Buch „Wider den Methodenzwang“. Er verkündete, dass letztlich zur Lösung eines kreativen Problems „alles möglich ist“ („anything goes!“) und Träume vom unerschütterlichen Festhalten an einer universellen wissenschaftlichen Methode eine leere Sache ist. In der ihm eigenen Art behauptet Feyerabend raufflustig: „...Es wird deutlich, dass die Idee einer starren Methode oder starren Theorie der Rationalität auf einer allzu naiven Vorstellung vom Menschen und seinem sozialen Umfeld beruht. Wenn man umfangreiches historisches Material analysiert und nicht versucht, es um seiner eigenen niederen Instinkte willen oder wegen des Strebens nach intellektueller Sicherheit durch den Grad der Klarheit, Genauigkeit, 'Objektivität', 'Wahrhaftigkeit' zu 'säubern', dann stellt sich heraus, dass nur *ein* Prinzip gibt, das unter allen Umständen und auf *allen* Stufen der menschlichen Entwicklung verteidigt werden kann – *alles ist erlaubt*“¹². Wie provokativ das auch klingen mag, die Geschichte der Wissenschaft bestätigt faktisch eine solche radikale Einschätzung. Je größer die Menge des historischen und wissenschaftlichen Materials war, die analysiert wurde, desto schneller verflüchtigte sich die Vorstellung, dass sich die vielfältigen Wege der wissenschaftlichen Suche auf einen einzigen methodischen „Nenner“ reduzieren lassen.

All diese Modifikationen fanden jedoch im Rahmen des Popperismus statt, der, wie oben erwähnt, nur einen Pol, einen „Flügel“ der gegebenen Periode darstellt.

Der andere „Flügel“ des Postpositivismus, der mangels eines besseren Namens als „historisch-soziologische“ Richtung bezeichnet wird und deren gewichtigste Vertreter T. Kuhn und M. Polanyi sind, die mit dem „kritischen Rationalismus“ selbst in einer solchen „abgeschwächten“, subtileren Version nicht einverstanden waren. Für sie stand die Hauptfrage ganz anders. Um es kurz zu sagen, ist das Wesen der Sache, dass es notwendig ist, nicht einen normativen, sondern einen deskriptiven Zugang zur Analyse der Wissenschaft selbst und ihrer Geschichte zu entwickeln. Und dies ist eine völlig andere Position, ein anderer Ausgangspunkt. Beide versuchten, das Blatt der Forschung zu wenden, indem sie auf diejenigen Aspekte der wissenschaftlichen Praxis verwiesen, die in die Konzepte der Popperianer einfach nicht assimiliert werden konnten.

Normativ und Deskriptiv: Die „Kopernikanische Revolution“ von Thomas Kuhn

Einen ungewöhnlichen und immer noch nicht vollständig gemeisterten Schlag gegen die „kritische“ Methodologie der Wissenschaft führte Michael Polanyi mit seinem Konzept des „impliziten Wissens“ (tacit knowledge) aus. Diese Konzeption entstand außerhalb jeglichen Einflusses von Kuhn und unabhängig von ihm. Polanyi ist ein weltberühmter Chemiker, der die Professor für Sozialwissenschaften an der Universität von Manchester seit 1946 inne hat. Sein berühmtes „explosives“ Buch „Personal Knowledge“ (mit dem Untertitel „Auf dem Weg zu einer post-kritischen Philosophie“) erscheint 1958. Kuhn – ein theoretischer Physiker der Ausbildung nach, Harvard-Absolvent – befasst sich mit Wissenschaftsgeschichte und veröffentlicht sein erstes Buch „Die Kopernikanische Revolution“ (1957). Seine „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ (1962) ist in vielerlei Hinsicht eine Verallgemeinerung des in der ersten Arbeit analysierten Materials. Gerade die Geschichte des Kopernikanismus an sich illustriert perfekt

¹²Feyerabend P. Ausgewählte Arbeiten zur Methodik der Wissenschaft. Moskau, 1986. S. 158–159.

die Besonderheiten wissenschaftlicher Revolutionen als Wechsel von „Paradigmen“. Später verweist Kuhn in seiner „Struktur“ mehrmals auf „implizites Wissen“ als wichtigen Faktor für die Einheit der Mitglieder dieses oder jener Wissenschaftsgemeinschaft.

Beide kennen die Wissenschaft nicht nur vom Hören-Sagen, beide zeichnet ein aufrichtiges und tiefes Interesse an wissenschafts-historischer Forschung aus. Im Geiste ihres Strebens sind Kuhn und Polanyi zweifellos Gleichgesinnte.

Das Wichtigste, was Polanyi mit großer Überzeugungskraft zeigen konnte, ist, dass Wissen, wissenschaftliches eingeschlossen, sich nicht auf ein System von Aussagen reduzieren lässt, nicht als rein semiotisches Objekt betrachtet werden kann. Das wahre Geheimnis aller professionellen Meisterschaft, wissenschaftliches Erkennen eingeschlossen, ist „implizites Wissen“, etwas, das sich nicht in Worten, Formulierungen, in einem System strenger „Sätzen“ ausdrücken lässt. Es ist nicht überraschend, dass ein Arzt und Chemiker wie Polanyi in der Lage war, solche Merkmale seines Berufs zu fixieren. Er schrieb: „Allerdings ist die große Menge an Studienzeit, die die Studenten Chemiker, Biologen und Mediziner praktischen Übungen widmen¹³, bezeugt die wichtige Rolle, die der Transfer praktischer Fertigkeiten und Fähigkeiten vom Lehrer zum Schüler in diesen Disziplinen spielt. Aus dem Gesagten kann man folgern, dass im Herzen der Wissenschaft es Bereiche des praktischen Wissens gibt, die durch Formulierungen unmöglich vermittelt werden können.“¹⁴ Beliebige Formulierungen und Definitionen verschieben den Bereich des versteckten „Schweigens“, aber sie heben ihn nie auf.

Wissen hat also außersprachliche Charakteristika. Und das tötet die Ansprüche jeder logisch-analytischen Tradition darauf, die grundlegende Frage – *Was ist Wissen?* beantworten zu können. „Aussagen“ erscheinen als Spitze eines Eisbergs, dessen großer, unter Wasser liegender Teil in der Sphäre des „tacit knowledge“ verborgen ist.

Was die Arbeit von Thomas Kuhn betrifft, so erwies sich das „Paradigmenwechsel-Modell“ im Zentrum einer solch ohrenbetäubender Kritik, dass Zeitgenossen relativ lange faktisch nicht einmal mit der Analyse derjenigen Ergebnisse begannen, die ihnen zugänglich waren. Es hat lange gedauert, bis die Leidenschaften abgekühlt waren und man relativ leidenschaftslos seine Ergebnisse beurteilen konnte.

1997 gab es am Institut für Philosophie der Russischen Akademie der Wissenschaften eine Sitzung eines „runden Tisches“, dem Gedenken an T. Kuhn und sein philosophisches Erbe gewidnet. Ich möchte auf den Auftritt von M.A. Rozov mit der Bewertung der Leistungen dieses Autors eines neuen, „post-kritischen“ Modells der Wissenschaft aufmerksam machen. Nach seinen Worten kann Thomas Kuhn, was aus der Distanz der seit 1962 vergangenen Zeit deutlich sichtbar sei, durchaus als eine Person betrachten, die eine „kopernikanische Wende“ im Studium der Wissenschaft vollzogen hat. Vor Kuhn waren Philosophie und Methodologie der Wissenschaft faktisch nicht unterscheidbar. Die Aufgabe der Erforschung (Beschreibung) der Mechanismen der Entwicklung der Wissenschaft unterschied sich nicht von der Aufgabe, jene methodischen Regeln zu formulieren, die in der Lage sind, die Wissenschaft zu befördern. Kuhns „Wende“ bestand darin, dass die Wissenschaftsphilosophen von der *Modalität des Sollens* (модальность долженствования), die charakteristisch ist für die Formulierung von Normen und Regeln, zur *Modalität der Existenz* (модальность существования) übergegangen sind, d.h. sie haben ihr Verständnis der eigenen Forschungsposition und der Aufgaben, die

¹³Und diese Liste lässt sich klar fortsetzen: Geologen, Bodenkundler, Geographen, Physiker und Archäologen... ja, gibt es überhaupt Ausnahmen von dieser Regel?!

¹⁴Polanyi M. Persönliches Wissen. Moskau, 1985. S. 89.

sich aus diesem Verständnis ergeben, geändert. Kuhn hat gezeigt, dass Wissenschaftler in ihrer Tätigkeit (als Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaft) durch bestimmte Traditionen (Programme) bestimmt sind, und die Aufgabe besteht darin, diese Programme zu rekonstruieren und Mechanismen für ihre Veränderung herauszuarbeiten. Er zeigte, dass Programme (Paradigmen) in etwa der gleichen Weise gegeben sind wie die Sprache. Das ermöglichte es insbesondere zu erkennen, dass die Wissenschaftsphilosophie in jenes Spektrum der sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen einbezogen ist, die solche Klassen von Phänomenen wie Sprache, Sprichwörter, kulturelle Traditionen, soziale Stafetten und dergleichen untersuchen¹⁵.

Auf die Unterscheidung vom „Normativem“ und „Deskriptivem“ in der Epistemologie hat bereits E. Agazzi aufmerksam gemacht: „Wenden wir uns nun der Epistemologie zu (verstanden als allgemeine Theorie der Erkenntnis), ist zu beachten, dass sie immer zwei Aspekte umfasst, die man als deskriptiv und normativ bezeichnen kann. Der normative Aspekt ist vorläufig, denn er besteht erstens aus einer irgendwie gearteten Definition des Begriffs Wissen, d.h. einer ausreichenden Präzisierung dessen, *was Wissen ist*, was zweitens auch bestimmt, welche Anforderungen von dem erfüllt sein *muss*, was wir gerne als Wissen qualifizieren würden.

Der deskriptive Aspekt besteht darin, herauszufinden, *wie* Wissen erworben wird, in welchen Schritten, unter welchen Bedingungen und nach welchen Kriterien man sich von seinem Erhalt überzeugen kann, und dies begüßlich der verschiedenen Gegenstände, die wir uns wünschen zu wissen. Natürlich sind diese beiden Aspekte nur analytisch unterscheidbar, im Konkreten bedingen sie sich gegenseitig.“¹⁶

Obwohl ich die geäußerten Meinung voll und ganz teile, kann ich dennoch folgender These von Agazzi nicht zustimmen (genauer gesagt, halte die folgende Aussage für wesentlich unpräzise): „Die Geschichte der Epistemologie kann als kontinuierliche Vertiefung und Erweiterung ihres deskriptiven Aspekts gesehen werden, in dessen Verlauf Funktionen, Instrumente, Kriterien, Möglichkeiten des Wissenserwerbs entdeckt und unter dem Gesichtspunkt ihrer Gesundheit (normativer Aspekt) beurteilt worden sind“¹⁷.

Warum erscheint mir die oben gegebene Bewertung der Beziehung zwischen Deskriptivem und Normativem nicht korrekt? Kuhns Modell der Wissenschaftsparadigmen wurde von den Popperianern als Verteidigung eines nicht-kreativen Wissenschaftlers gewertet. „Beruhigung für einen Spezialisten“ bezeichnete P. Feyerabend das Kuhnsche „Paradigma“; „normale Wissenschaft“ existiert natürlich, aber sie ist nach Poppers Meinung gefährlich; Lakatos nannte das Konzept Kuhns irrational¹⁸...

Kuhn, versuchte ehrlich, aufrichtig und freimütig, seine prinzipiellen Differenzen mit Popper zu erläutern und schrieb ausdrucksvoll: „Ich bezeichne das, was uns trennt, eher als Gestaltwandel denn als Meinungsverschiedenheit, weshalb ich gleichzeitig verwirrt und fasziniert bin,

¹⁵Die Ausführungen von M.A. Rozov sind dokumentiert in: Philosophie der Naturgeschichte des 20. Jahrhunderts: Ergebnisse und Perspektiven (Философия естествознания XX века: итоги и перспективы. (Материалы к Первому Всероссийскому Философскому Конгрессу «Человек-Философия-Гуманизм»). — М., ИФРАН, 1997. — С. 41–42.).

¹⁶Agazzi E. Erkenntnistheorie und Soziales: Eine Feedback-Schleife. Fragen der Philosophie. 2010, №7. S. 64.

¹⁷Ebenda

¹⁸Siehe „Criticism and the Growth of Knowledge“; Popper K. „Normale Wissenschaft und die mit ihr verbundenen Gefahren“; Kuhn T. „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Moskau, 2001. S. 525-538; Feyerabend P. „Comfort for Specialists“. Ausgewählte Arbeiten zur Methodik der Wissenschaft. Moskau, 1986. S. 109–124.

wie man diese unsere Differenzen besser erklären kann. Wie überzeuge ich Sir Karl, der alles das weiß, was ich über die Entwicklung von Wissenschaft weiß, und irgendwie schon etwas dazu gesagt hat, davon, dass der Gegenstand, den er Ente nennt, von mir Kaninchen genannt wird? Wie zeige ich ihm das, was ich durch meine Brille sehe, wenn er bereits gelernt hat, auf alles durch seine Brille zu schauen, was ich ihm zeigen könnte?“¹⁹

Nein, die Entdeckung einer deskriptiven Position in der Philosophie der Wissenschaft rief aufrichtig Unverständnis unter den Methodologen (Normativisten) hervor, und dem entspricht das wirklich prinzipielle Auseinanderfallen der Positionen. Die Ausgangspositionen erzeugen unterschiedliche „Brillen“, durch die das wissenschafts-historische Material betrachtet wird, das die Richtigkeit des Ansatzes beweisen soll. Es war wichtig, für sich selbst die Unterscheidung zwischen „Normativem“ und „Deskriptivem“ zu erkennen, ohne zu versuchen, das eine mit dem anderen zu vermengen.

Trajektorien der Suche in der Sowjetischen Wissenschaftsphilosophie der Nachkriegszeit

Die Versuche der sowjetischen philosophischen Jugend jener Zeit sind hoch zu würdigen, die einerseits versuchte, die Erfahrungen der Erörterung der methodologischen Thematik im Westen zu berücksichtigen, sich diese Tradition anzueignen, und sich andererseits mutig der Analyse wissenschaftlicher Praxis zuzuwenden, um nicht unsubstanziert zu sein, und zu erkennen, welche realen methodologischen Probleme Wissenschaftler bewegen, die an der vordersten Front ihrer Disziplinen arbeiteten.

In Moskau wurde unter der Leitung von G.P. Shchedrovitsky der Moskauer Methodologische Kreis gegründet, in Minsk das Seminar unter Leitung von V.S. Stepin und in Novosibirsk das Seminar von M.A. Rozov. Alle haben ihre Aufgaben ungefähr gleich verstanden; es gilt, an konkretem wissenschaftsgeschichtlichem Material zu arbeiten, und auch, wenn möglich, methodologische Probleme zu diskutieren, die von der wissenschaftlichen Gemeinschaft selbst fixiert werden. Zur gleichen Zeit arbeitete am Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR aktiv eine Gruppe junger Logiker, die sich um W.A. Smirnow und E.D. Smirnowa scharte. Diese Gruppe konzentrierte sich, ohne ihre Absichten zu verbergen, auf die moderne westliche Logik (in der Tat glaubten sie, wie die Mathematiker, dass die formale Logik keinerlei Abgrenzungsmerkmale haben kann). Heute, mit dem Abstand der Zeit, kann man behaupten, dass gerade diese Gruppe das Forschungsprogramm des Wiener Kreises seriös aufnahm und nach ihren Kräften einen Beitrag für dieses „internationale Sammelbüchse“ leistete.

In der Tat, all die oben genannten Helden unserer vaterländischen Philosophie waren hinreichend vertraut mit den Werken des Wiener Kreises (soweit dies unter den Bedingungen möglich war, dass sich die Hauptwerke des logischen Positivismus im „Giftschrank“ der Bibliothek befanden). Die Kritik der positivistischen Philosophie war eines der Schlüsselthemen der methodologischen Studien der damaligen Zeit. Und während sich Stepin, Shchedrovitsky und Rozov kritisch zu den Möglichkeiten dieses Forschungsprogramms selbst äußerten, ging Smirnows Gruppe im Kern der Sache zustimmend an die Aufgabe der logischen Analyse der Sprache der Wissenschaft.

¹⁹Kuhn T. Logik der Entdeckung oder Psychologie der Forschung; Kuhn T. Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Moskau, 2001. S. 543.

Dafür wurden die Werke des Postpositivismus, angefangen mit den Werken Karl Poppers, aber auch der Anhänger des „kritischen Rationalismus“ und ihrer Rivalen Thomas Kuhn und Michael Polanyi relativ schnell bekannt, im Maße der allmählichen Infiltration der englischsprachigen philosophischen Literatur in unsere Gesellschaft. Schließlich waren die 1960er Jahre die Zeit von Chruschtschows „Tauwetter“. Diese Werke wurden – sozusagen „privat“ – übersetzt, die Referate der Arbeiten wurden aufmerksam studiert, die systematisch von INION²⁰ herausgegeben wurden. Es sei darauf hingewiesen, dass G.P. Shchedrovitsky in den späten 60er Jahren sogar eine kleine persönliche Korrespondenz mit I. Lakatos hatte, und über „Beweise und Widerlegungen“ für die Zeitschrift „Fragen der Philosophie“ eine sehr interessante Rezension schrieb²¹.

Das Bild der Suche im Rahmen des Postpositivismus gestaltete sich mehr oder weniger angemessen. Trotzdem bevorzugten unsere Helden, die ideellen Vordenker jener Zeit, „ihren eigenen Weg“. Und es hat damit zu tun, dass sie sich nie zur Aufgabe stellten, nur einfach Historiker (oder Kritiker) der modernen ausländischen Philosophie zu sein, und bezüglich der Möglichkeiten, mittels formaler Logik neue Aufgaben bei der Untersuchung von Phänomenen der Wissenschaft und ihrer aktuellen Probleme lösen zu können, waren sie sehr skeptisch.

Rückblickend ist auch deutlich sichtbar, dass „Ideen in der Luft hingen“, dass intellektuelle Suchen den Eisernen Vorhang erfolgreich überwunden haben. Es wurde in unserer Gemeinschaft im Geiste des Wiener Kreises gearbeitet; es gab „kritische Rationalisten“ mit ihrer aktiven Ablehnung bestehender Praktiken des wissenschaftlichen Denkens (dazu gehören natürlich in erster Linie Shchedrovitskys Schüler, die „in die Welt traten, um zu widersprechen“); es gab auch Vertreter der „deskriptiven Position“ im Sinne von Thomas Kuhn, die die Wissenschaft nicht transformieren, sondern nur studieren wollten (das waren M.A. Rozov und sein Schülerkreis). V.S. Stepin, so scheint uns, begann im Geiste einer deskriptiven Position, im Fahrwasser historischer Rekonstruktionen (er untersuchte die Geschichte von Maxwells Elektrodynamik), er folgte dabei den Wegen von Kuhn und Polanyi, versuchte aber schließlich, die beiden Ansätze zu vereinen, wie aus seinem Resultate-Buch²² hervorgeht.

1 Die System-Aktivitäts-Methodologie von G.P. Shchedrovitsky und die Untersuchung des Phänomens des „Methodologischen Denkens“ von M.A. Rozov

Es ist sehr interessant zu verfolgen, wie sich in den Reihen der vaterländischen philosophischen Gemeinschaft zwei Projekte der Konstruktion von Methodologie als besonderer Aktivität, zwei Arten des Verständnisses ihrer Schlüsselaufgaben herausgebildet haben. Hier gehen G.P. Shchedrovitsky und M.A. Rozov prinzipiell verschiedene Wege, obwohl sich am Ende faktisch ein gemeinsames „Rahmen“-Bild der Translation und Reproduktion des sozialen Ganzen ergibt.

Beide gehen davon aus, dass man keinerlei semiotischen Phänomene (Wissen eingeschlossen) außerhalb des umfassenderen Kontextes der sozialen Ganzen studieren und verstehen kann.

²⁰Институт научной информации по общественным наукам – Institut für wissenschaftliche Information in den Gesellschaftswissenschaften

²¹Щедровицкий Г.П. Модели новых фактов для логики. Вопросы философии. 1968. №4. – Shchedrovitskiy, G.P. Modelle neuer Fakten in der Logik.

²²Степин В.С. Теоретическое знание. – М., 2000..

Eine solche Ontologie war für den Wiener Kreis unmöglich, eine solche Breite des ontologischen Bild fehlt auch im Postpositivismus. Und der allgemeinste soziale Prozess (vergleichbar dem des Lebens, wo es vor allem um die Reproduktion des Selbst geht) sind die Prozesse der Translation verschiedener Tätigkeits-Komponenten und die weitere Reproduktion von Tätigkeit (деятельность) nach bestehenden Prototypen. Aber das einfache „Herüberfließen“ der bisherigen Tätigkeit in die neuen Bedingungen interessiert G.P. Shchedrovitsky nicht. Er hält das für einen zu elementaren Fall und konzentriert seine Aufmerksamkeit darauf, dass sich Tätigkeit in „Normen“ realisiert, die als Standards auftreten. Gerade nach ihnen konstruiert sich die folgende Tätigkeit, auch wenn sich die Bedingungen ihrer Realisierung auf starke Weise variieren. Alles Gesagte kommt im Aufsatz «*Natürliches*» und «*Künstliches*» in *semiotischen Systemen* aus dem Jahr 1967 klar zum Ausdruck²³. Die Autoren sind V.A. Lefebvre, E.G. Yudin und G.P. Shchedrovitsky. Dieser Manifest-Aufsatz hat auch M.A. Rozov beigeigert.

Hier die grundlegende Argumentation: „Betrachten wir den einfachsten Fall, in dem die Reproduktion der Bestandteile irgendeiner sozial-produktiven Struktur (bezeichnen wir diese mit A) ohne Einführung irgendwelcher spezieller Mittel der Translation erfolgt, und Muster, oder „Norm“, für jede folgende Einheit sind die Bestandteile der vorausgegangenen“²⁴. Natürlich, wenn die Bedingungen (mit B bezeichnet) sich ständig ändern, so erfolgt auch eine gewisse Evolution von A_1 zu A_i . Dies ist der Fall eines „natürlichen“ Prozesses der Translation des Soziums. Aber stellen wir uns einen anderen Fall vor“, argumentieren die Autoren weiter, wenn die Bestandteile der sozial-produktiven Struktur A_1 in einigen Standards (A) fixiert sind, die als „Norm“ von einer Einheit zur anderen weitergegeben werden.

Dann kann A_1 je nach den Realisierungsbedingungen variieren, obwohl die Norm (A) unverändert bleibt. Die Beibehaltung von „Normen“ (Standards) ist bereits ein künstlicher Prozess, obwohl auf natürlichem Wege erzeugt. Weiter entsteht ein Prozess des Trainings, d.h. die Vorbereitung von Menschen auf die Reproduktion der einen oder anderen sozial-produktiven Struktur. Gerade dieser befestigt den künstlichen Charakter der Übertragung der Normen. Der einfachste Fall einer „natürlichen“ sozialen Translation wird als elementar fixiert und zur Seite gelegt als keiner weiteren Analyse bedürftig. Besonders interessierten Shchedrovitsky Fälle der Projektion von Normen (woraus in seinem Verständnis auch die Methodologie erwächst).

Aber gerade der spezifizierte Grundmechanismus der sozialen Reproduktion (soziale Erinnerung) bildeten die Grundlage des Konzepts von M.A. Rozov. Im Weiteren bezeichnet er die Reproduktion von Tätigkeit nach unmittelbaren Mustern als *soziale Stafetten*. Die Verbalisierung der Muster, und mehr noch das Training, ist eine sehr ernste Evolution. Wichtig ist, dass die Basis des gesellschaftlichen Leben dieser einfachste Fall ist, in dem noch keine fixierten „Normen“ existieren, sondern nur eine direkte Nachahmung früherer Tätigkeit. Und dieses Verweilen von Akten früherer Tätigkeit als Muster für nachfolgende bezeichnet Rozov als „Normative“ für Tätigkeiten. Es sei auch betont, dass das Konzept des „impliziten Wissens“ von M. Polanyi, mit dem sich unsere Gemeinschaft erst viel später vertraut gemacht hat, ohne Schwierigkeiten mit der Idee der sozialen Stafetten erklären lässt.

²³Lefebvre V.A., Yudin E.G., Shchedrovitsky G.P. «*Natürliches*» und «*Künstliches*» in *semiotischen Systemen*. In: *Semiotik und östliche Sprachen*. Moskau, 1967. S. 48–56. Лёфевр В.А., Юдин Э.Г., Щедровицкий Г.П. «*Естественное*» и «*искусственное*» в семиотических системах // *Семиотика и восточные языки*. — М., 1967. — С. 48–56.

²⁴Ebenda, S. 49

Man kann auf den Unterschied der Begriffe – „Normen“ bei Shchedrovitsky, „Normative“ bei Rozov verweisen. Diese Unterschiede waren richtungsbestimmend für die weitere Ausarbeitung der Methodologie selbst als besonderer Bereich der intellektuellen Arbeit.

Bei Shchedrovitsky nahm die Methodologie Züge einer globalen Industrie der Ausarbeitung von Normen für alle Arten menschlicher Aktivitäten an – sowohl praktischer als auch theoretischer. Für ihn ist die Reflexion eine universelle Weise der Optimierung aller Typen von Tätigkeit, weshalb die Reflexion das beschreibt, was getan wird, fixiert Normverletzungen und „korrigiert“ das, was getan wird. Besonders interessant ist der Fall, in dem Normen speziell für Neuerungen entworfen werden, und es der menschlichen Erfahrung in ihrem Arsenal an Analogien zu dem fehlt, was in konkreten Situationen benötigt wird. In Fällen „radikaler Neuheit“ erstellt der Methodologe Projekte vergleichbar den Projekten einer „Papierarchitektur“. Ratschläge, die der Methodologe hier geben kann, zielen auf die „Aufstellung der Kräfte“, auf die Schaffung einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen den Teilnehmern eines umfassenderen Tätigkeitsprozesses. Letztlich fand das Projekt Shchedrovitskys seine Verkörperung in der Konstruktion der sogenannten System-Aktivität-Methodologie (SA-Methodologie). Offensichtlich geht es um Projekte der systemischen Realisierung von komplexen Tätigkeiten, die eine große Anzahl von Teilnehmer (Akteure) erfordern. Sein Projekt einer Methodologie ist im Kern ein organisatorisches. Leider verblieben die methodologischen Ideen von Georgi Petrowitsch in vielerlei Hinsicht auf der Ebene der „Papierarchitektur“, da er selbst nie zu irgendeiner Leitungstätigkeit zugelassen wurde. In den 1980er Jahren hat Shchedrovitsky jedoch groß angelegte „Organisations-Aktions-Spiele“ durchgeführt, in denen im ganzen Land Kader zukünftiger Spitzenmanager und Führungskräfte auf höchster staatlicher Ebene vorbereitet wurden.

Der Gang der Argumentation von Rozov ist ein ganz anderer. 1974 wurde eine klitzekleine Arbeit²⁵ veröffentlicht, die ausdrucksstark die eigentliche Fragestellung illustriert. Hier wurde ein scherzhaftes, aber sehr ausdrucksstarkes Gedankenexperiment vorgeschlagen, das den Stil und die Besonderheiten des methodologischen Denkens demonstriert.

Stellen wir uns vor, in einer antiken Zivilisation gibt es nur zwei Wissenschaftler: der eine (ein Geometer) weiß, wie man den Flächeninhalt einfacher Figuren bestimmt, und der andere weiß, wie man etwas abwägt (etwa Getreide). Und nun wird der erstere Vermesser vom schrecklichen Tyrannen gerufen, der von ihm verlangt, den Flächeninhalt des Blattes irgendeiner Überseepflanze mit sehr komplexer Form zu bestimmen. Der besorgte Geometer geht nach Hause und beginnt nachzudenken. Er hat niemanden, den er um Rat fragen kann. Aber er beginnt darüber nachzudenken, welche Beziehungen zwischen den Messverfahren für Flächen und für Gewichte bestehen. Auf den ersten Blick gibt es keine Gemeinsamkeiten. Allerdings, denkt der unglückliche Geometer, auf einer größeren Fläche wächst eine größere Ernte, was in mehr Körnern zum Ausdruck kommt. Was wäre, wenn man das überseeische Blatt mit Getreide zuschütten würde und dieses dann wiegen? Dann kann man mit dem Getreide eine einfache Figur zuschütten, deren Flächeninhalt ich in der Lage bin zu berechnen! Und so wurde die Aufgabe gelöst, der Tyrann erhält die Antwort, und der Geometer erhält eine Prämie. Der aufmerksame Leser erinnert sich, dass dieses Gedankenexperiment die Geschichte der Entdeckung des Grundgesetzes der Hydrostatik durch Archimedes nachbildet. Nachdem er

²⁵Rozov M.A., Rozova S.S. Zur Frage nach der Natur der methodologischen Tätigkeit. In: Methodologische Probleme der Wissenschaft. Nowosibirsk, 1974. S. 25–35. Розов М.А., Розова С.С. К вопросу о природе методологической деятельности // Методологические проблемы науки. Вып. 2. — Новосибирск, 1974. — С. 25–35.

von Heron, dem Tyrannen von Syrakus, die Aufgabe erhalten hatte festzustellen, welche der geschenkten Kronen nicht aus reinem Gold war, setzte sich Archimedes in die Badewanne... aus der er nackt heraussprang und „Heureka“ schrie.

Was kann hier festgehalten werden? Erstens, dafür, dass ein Mensch anfängt nachzudenken, ist es notwendig, dass eine „Notsituation“ (нештатная ситуация) entstanden ist. In allen anderen Fällen geht die Messung einen völlig standardisierten Weg. (Es sei angemerkt, dass Shchedrovitsky wiederholt betont hat, dass nichttriviales Denken in Situationen einer „Sprengung der Tätigkeit“ (разрыв деятельности) beginnt). Zweitens, wenn die Aufgabe nichttrivial ist, dann sollten die ungewöhnlichsten Erfahrungen aus anderen Sphären der Praxis herangezogen werden. Eine solche Arbeit kann man als Methode der „entfernten Gegenüberstellung“ bezeichnen. Drittens muss die Erfahrung der Problemlösung aus der anderen Lebenssphäre auf das plötzlich auftretende Problem übertragen werden. Alles Aufgezählte sind Charakteristika der Art des Denkens, die man als „methodologisch“ bezeichnen kann.

Wie wir sehen, schlägt Rozov kurz gesagt vor, zur Lösung einer neuen, ungewöhnlichen Aufgabe Muster der Arbeit aus sehr entfernten Sphären der Praxis oder des Denkens heranzuziehen. Und darin sieht er das Wesen methodologischer Gedankenzüge. Dies ist eine völlig andere Vorstellung von Methodologie und ihren Zielen.

In der wissenschaftlichen Praxis entstehen in der Tat Diskussionen über die Methodologie nur dann, wenn es keine „normalen“ (Kuhn würde sagen – paradigmatischen) Wege zur Lösung neuer Aufgaben gibt. Mit anderen Worten: Menschen, seien es Theoretiker oder Praktiker, erörtern methodologische Probleme nur in den Fällen, in denen es spezialisierte Arbeitsmethoden einfach nicht gibt.

Das von Rozov vorgeschlagene Verständnis über das Wesen der Methodologie basiert auf der allgemeinen Prämisse, dass, wenn es in irgendwelchen Situationen keine Normative für die Lösung einer Aufgabe gibt, dann können sich Normative anderer Praktiken als sehr wirksam erweisen. Soziale Stafetten, die oben erwähnt wurden, sind deshalb wirksam, weil sie die Fähigkeit haben, aus den einen Sphären kognitiven Erfahrung in andere zu „springen“ (genauer, sie müssen zielgerichtet „hinübergezogen“ werden).

So seltsam es erscheinen mag, Rozovs Projekt wurde erfolgreich in der Praxis umgesetzt. Bereits in den 1990er Jahren übernahmen vaterländische Geographen genau diese Arbeitsweise in ihren systematisch durchgeführten methodologischen Konferenzen. Auf Anregung von Michail Alexandrowitsch wurden diese Treffen „Sokratische Lesungen“ genannt (2012 fanden die 10. Lesungen statt, die dem Gedenken an M.A. Rozov gewidmet waren). Das Wesen dieser Veranstaltungen ist der Austausch direkter Erfahrungen in der Lösung nichttrivialer Aufgaben. Jeder Teilnehmer ist ein Träger dieser Erfahrung, und er berichtet über seine eigenen Denkprozesse zum Zweck des Austauschs von lebendigen Denkmustern, wie auch des Versuchs, „Hinweise“ von anderen gezwungenermaßen „Freidenkern“ zu erhalten.

* * *

Ich denke, dass beide Methodologie-Projekte, die im Rahmen der vaterländischen philosophischen Gemeinschaft geschaffen wurden, zutiefst originell und der genauen Analyse würdig sind. Sie zielten darauf ab, methodologische Probleme zu lösen, die sich ständig im Zuge wissenschaftlicher Suche ergeben.

Die SA-Methodologie von G.P. Shchedrovitsky löst, wie bereits erwähnt, vor allem organisatorische und verwaltungstechnische Fragen, die mit der Kooperation von Menschen bei

Ausführung komplexer, vielschichtiger (systemischer) Aufgaben verbunden sind. Sie lehrt Reflexion und optimale Interaktion im Zuge der gemeinsamen Arbeit.

Die methodischen Schritte, die M.A. Rozov vorschlägt zu fixieren und zu analysieren, lehren vor allem, „Hinweise“ auf der Ebene erkenntnisleitender Metaphern und des umfassendsten Erfahrungsaustauschs bei der Lösung nichttrivialer Aufgaben zu suchen. Eine solche *Soft Methodology* ist kein Pathos, sondern funktional.

Das Konzept der Wissenschaft muss aus seiner Sicht auf einer ganz anderen Ebene aufgebaut werden – im Sinne einer deskriptiven Haltung. Dies ist eine andere berufliche Aufgabe.